

TAICHI YAMADA
Lange habe ich nicht
vom Fliegen geträumt

Buch

Taura ist ein ernüchterter Mann, der nicht mehr daran glaubt, dass sich jemals noch etwas ändern wird in seinem Leben. Von seiner Frau hat er sich entfremdet, mit seinen fast erwachsenen Kindern verbindet ihn wenig, und der tägliche Kampf im Beruf zermürbt ihn zusehends. Doch dann kommt es eines Tages zu einem folgenschweren Ereignis: Taura wird wegen eines Beinbruchs in ein Krankenhaus eingeliefert – und lernt dort Mutsuko kennen, eine Frau, die sein Leben völlig aus der Bahn werfen wird. Denn nicht nur, dass er sich haltlos in sie verliebt und spürt, wie er ihrer unerklärlichen Macht mehr und mehr erliegt: Er muss die ebenso bestürzende wie unerklärliche Feststellung machen, dass seine mysteriöse Geliebte bei jeder Begegnung immer jünger wird. Was hat es für eine Bewandnis mit Mutsuko? Ist es möglich, dass jemand ein perfides Spiel mit ihm treibt? Oder ist er im Begriff, den Verstand zu verlieren?

Autor

Taichi Yamada wurde 1934 in Tokio geboren. Er studierte japanische Literaturwissenschaft und war viele Jahre bei einer großen Filmgesellschaft tätig, bis er sich entschloss, als freier Drehbuchautor zu arbeiten. Sein filmisches Werk wurde mit zahlreichen renommierten Preisen ausgezeichnet, und auch sein Roman »Sommer mit Fremden« erhielt u.a. den angesehenen »Yamamoto Shugoro Prize«.

Außerdem von Taichi Yamada bei Goldmann lieferbar:

Sommer mit Fremden. Roman (46850)

Taichi Yamada

Lange habe ich
nicht vom Fliegen
geträumt

Roman

Aus dem Japanischen
von Ursula Gräfe
und Kimiko Nakayama-Ziegler

GOLDMANN

Die japanische Originalausgabe erschien 1985
unter dem Titel »Tobu yume wo shibaraku minai«
bei Shinchosha Co., Ltd.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2010

Copyright © der Originalausgabe 1985 by Taichi Yamada

Copyright © der deutschsprachigen Erstveröffentlichung 2008

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

German translation rights arranged with Taichi Yamada

through Japan Foreign-Rights Centre

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur München

Umschlagfoto: Getty Images / Kamil Vojnar

CN · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47149-2

www.goldmann-verlag.de

Ich sprach davon, dass ich schon lange nicht mehr
geträumt habe vom Fliegen,
da kam er in dieser Nacht, endlich –
der »Traum vom Fliegen«.

Aus: Sachiko Yoshihara, »Träume«

Es war im Winter, zwei Monate und knapp zwei Wochen vor meinem achtundvierzigsten Geburtstag. Ich war bewegungsunfähig – und das nicht in metaphorischem Sinn. Ich hatte mir den rechten Oberschenkel gebrochen und war ans Bett gefesselt. In dieser Zeit vollzog sich tief in mir eine Lösung von der Wirklichkeit.

(Für diesen vielleicht etwas hochtrabend erscheinenden Einstieg bitte ich um Nachsicht. Ich weiß bis heute nicht, wie ich das, was ich erlebt habe, bewerten soll – etwas, das wahrscheinlich nie zuvor jemandem zugestoßen ist, umso weniger einem ganz durchschnittlichen Mann wie mir. Nachdem alles vorbei war, habe ich unzählige Male versucht, mir die Sache zu erklären. Einige Theorien verwarf ich sofort, an anderen hielt ich länger fest, dann wieder verzichtete ich eine Weile auf jeden Deutungsversuch.)

Beginnen wir also mit dem, was damals meine Wirklichkeit war.

Diese bestand in erster Linie aus meiner Tätigkeit als stellvertretender Verkaufsleiter in der Filiale eines Fertighausherstellers in Nordjapan und dem, was damit zusammenhing, nämlich mit der Tatsache, dass man mich ohne Familie dorthin versetzt hatte; mit der Frage nach meinen Führungsqualitäten; mit dem Firmenumsatz; mit dem dröhnen-

den Handwerkerorgan des Filialleiters; mit dem übersteigerten Selbsterhaltungstrieb des Abteilungschefs; mit den Zinssätzen der Bausparkassen; mit dem gespielten Optimismus meiner Untergebenen; mit meiner Frau, die in Tokio geblieben war; mit meiner verheirateten Tochter; auch mit meinem Sohn im zweiten Studienjahr (und wenn ich hinzufügen darf, mit der Entfremdung vom ihm); außerdem mit Schlafstörungen, Magenschmerzen, häufigem Harndrang und anderen stressbedingten Beschwerden.

Ich hatte nicht erwartet, dass sich all dies nach zehn Tagen Bettruhe problemlos kurieren ließ, doch wenn man geraume Zeit an eine weiße Zimmerdecke starrt, rücken die Dinge weiter und weiter fort.

Vielleicht hatte ich einfach resigniert. Vom Zeitpunkt des Unfalls an betrachtete ich meine Karriere in der Firma als beendet. Obwohl ich mich halbherzig dagegen wehrte, breitete sich der Gedanke in mir aus wie ein Wasserfleck auf einem Baumwolltuch. Eine Weile belastete mich dieses Wissen, aber vermutlich trug gerade der Druck dazu bei, dass mir die Ablösung so schnell gelang.

Ein *anderes Ich* drängte wieder an die Oberfläche, ein Ich, das in die Tiefen meines Bewusstseins verbannt worden war, um mir das Überleben zu ermöglichen.

Es mag erstaunlich klingen, doch eines Morgens empfand ich eine Leichtigkeit wie aus meiner Jugendzeit, gepaart mit der Unsicherheit und Melancholie eines Heranwachsenden. Es war ein lang entbehrtes Gefühl, und wie vieles andere hatte ich es bis dahin unterdrückt.

Und dann kam die Vorahnung.

Ja, eine Vorahnung muss man es nennen, eine mir bis dahin gänzlich fremde Erfahrung.

Meine Verkaufsstrategie basierte stets streng auf Fakten. Dies entsprach meinem Charakter. Selbst im Privatleben hatte ich mich nie von Gefühlen leiten lassen. Deshalb war jene Vorahnung völlig ungewohnt für mich. Eines frühen Nachmittags überfiel sie mich plötzlich.

Ich war kurz vor dem Einnicken, als es mich wie ein Peitschenschlag traf. Eine erste Attacke zielte in die Magengegend. Ein Angstgefühl, das in der Brust emporstieg, brachte mich dazu, die Augen aufzureißen. Das unbekannte, immer stärker werdende Unbehagen ließ mich den Mund weit öffnen. Ich unterdrückte einen Schrei und versuchte mit tiefen Atemzügen der wachsenden Panik zu begegnen.

Es musste ein Traum gewesen sein. Ja, ich hatte wohl geträumt, obwohl es sich eigentlich nicht wie ein Traum angefühlte hatte. Mein Körper wurde von einer unbegreiflichen Anspannung erfasst, mein Herz raste. Mir fiel die Bezeichnung »nervöse Herzbeschwerden« ein, und ich bemühte mich mit aller Kraft, den Anfall zu unterdrücken.

Ein weiches Tageslicht schien auf die weiße Zimmerdecke, und die leicht welken roten Nelken standen still in ihrer Vase. In meinem Einzelzimmer regte sich nichts. Auch ich verharrte bewegungslos, rührte das geschiente rechte Bein nicht. Um mich herum war nichts geschehen. Nur mit mir stimmte etwas nicht. Ich war schweißüberströmt, rang nach Luft und klammerte mich an die Bettdecke.

Ich versuchte mich zu beruhigen: Es ist nichts passiert. Hör doch, die Kinder draußen. Und da, das Lachen von

Nakanobu, der jungen Schwester. Ein Kofferraumdeckel, der zugeschlagen wurde. Wahrscheinlich wurde gerade jemand aus dem Krankenhaus entlassen. Ach ja, ich musste mich noch erkundigen, wie viel Trinkgeld ich den Schwestern hinterlassen sollte. Einen Betrag, der für einen Einzelzimmerpatienten angemessen war. Trinkgelder waren hier eventuell nicht üblich, andererseits mochte diese Sitte gerade in der Provinz gepflegt werden ...

Wieder türmte sich in mir die Panik zu hohen Wellen auf, und ich musste den Atem anhalten, um nicht darin zu ertrinken.

Da hörte ich von fern den Zug.

Eine Art von Lähmung befiel mich. Von der Magengrube bis in die Brust durchlief mich ein starkes Zittern. Ganz deutlich sah ich vor mir, wie der Zug entgleiste, sich überschlug. Nun war alles klar. Aber warum sah ich das? Woher konnte ich es wissen? Verlor ich meinen Verstand?

Das bislang unbestimmte Panikgefühl verband sich nun ausschließlich mit dem Rauschen des Zugs, der näher kam. Entgegen meiner seltsamen Wahrnehmungen klang das Zuggeräusch in keiner Weise ungewöhnlich.

Sicher nicht, das Seltsame war in mir.

Nur: woher rührte das Gefühl? Was war denn so beunruhigend an dem Geräusch?

Ich hatte es schon dutzende Male gehört, seit ich mich in diesem Krankenhaus aufhielt, und das vertraute Rauschen des Zuges aus Tokio klang auch heute kein bisschen anders.

Trotzdem hämmerte mein Herz immer heftiger. Unauf-

haltsam raste der Zug näher. Ich legte mir die Hand über den Mund, um nicht zu schreien.

Ich war außer mir, entsetzt über meine offenbar völlig zerrütteten Nerven. Was war nur los mit mir? Ich musste verrückt geworden sein.

»Halt!«, schrie ich, »halt!«

Ich presste mir die Faust gegen den Mund, während der Zug mit unverminderter Geschwindigkeit weiterratterte, in unerbittlichem, eintönigem Rhythmus. Hilflos war ich ihm ausgeliefert.

Ich verbarg das Gesicht in den Händen. Ohne Gnade donnerte der Zug über mich hinweg, tösend, brutal. Dann Ruhe für einen Sekundenbruchteil.

Plötzlich wurde alles weiß.

Die Erde erbebte. Der metallene Riese kippte um.

Und damit begann meine Geschichte.

Der Fernseher wurde immer wieder vom Lärm eines Hubschraubers übertönt, der über dem Krankenhaus kreiste.

Ab und zu war auch der Empfang gestört. Abwechselnd sah man den fliegenden Hubschrauber, dann dessen Perspektive auf die Landschaft. Aha, dachte ich, so erscheint der Ort also aus dem Blickwinkel des Hubschraubers.

Zwei Waggons waren umgestürzt und drei weitere entgleist, sieben standen noch auf den Schienen.

Während des gesamten Nachmittags berichtete das Fernsehen über den Unfall des Expresszuges *Schneevogel* auf der Hauptstrecke nach Tokio. Es gab vierzehn Tote und mehr als sechzig schwer und leichter Verletzte.

Obwohl das Geschehen sich in unmittelbarer Nähe ereignet hatte, war es mir nicht möglich, es vom Fenster aus zu betrachten. Ich musste mich im Fernsehen informieren. Dort sah ich auch das Krankenhaus, in das man mich zehn Tage zuvor gebracht hatte, zum ersten Mal von außen, ja sogar von oben. Es lag an einer spärlich besiedelten Landstraße, inmitten schneebedeckter Äcker und Reisfelder.

Den Nachrichten zufolge wurden einunddreißig der Verletzten hier eingeliefert, da die Klinik kaum einen Kilometer von der Unfallstelle entfernt lag. Am Haupteingang er-

richtete man ein Zelt mit einem Krisenzentrum, und ein Fernsehreporter verlas vor laufender Kamera die Namen und Adressen der Opfer. Ich glaubte, im Hintergrund mein Fenster zu erkennen.

Im Anschluss an die Nachrichten des öffentlichen Senders NHK schaltete ich auf die Berichterstattung der Privaten. Wenn Werbung einsetzte, drehte ich den Ton ab.

Obwohl mein Zimmer weit oben im fünften Stock lag, hörte ich die hastigen Schritte und die aufgeregten Stimmen aus der Eingangshalle bis hierher: »Nicht die Aufzüge benutzen«, »Schreckliche Sache!«, »Zum Flur auf den zweiten Stock!«.

Das Sirenengeheul der Ambulanzwagen, das Schreien und Weinen hielt mit einigen Pausen den ganzen Nachmittag an. Dazwischen hörte ich, wie jemand in ganz alltäglichem Ton ein Auto in eine Parklücke lotste. Im selben Moment verlor das Unglück ein wenig von der Dramatik, die die Bilder im Fernsehen vermittelten.

Mittagessen gab es erst nach drei Uhr.

»Entschuldigen Sie, wir sind spät heute.« Die etwa fünfzigjährige Schwester, die immer das Essen brachte, war für ihre Verhältnisse wortkarg und lächelte auch nur kurz.

»Wie sieht es denn aus?«

»Bitte?«

»Unten ist ganz schön was los, oder?«

Ohne meine Fragen zu beantworten, bückte sie sich und kurbelte mein Bett hoch, damit ich sitzen konnte. Ich beobachtete dabei ihren Gesichtsausdruck. Sie mied meinen Blick, und das überraschte mich, für gewöhnlich war sie fast

schon zu aufgeräumt. Vielleicht war sie nur zufällig schlechter Laune, und es hatte mit dem Unfall nichts zu tun. Dennoch hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, direkt mit der Tragödie in Berührung zu kommen, die ich bisher nur aus dem Fernsehen kannte, obwohl sie sich in nächster Nähe ereignet hatte. Wahrscheinlich hatte die Stimmung in den unteren Stockwerken sogar einer redseligen Frau wie ihr die Sprache verschlagen.

»Lassen Sie es sich schmecken.«

Hart schnappte die Tür hinter der Schwester ins Schloss, es klang wie ein Vorwurf.

Aber natürlich trug ich keinerlei Verantwortung.

Ich dachte nach dem Unglück ein ums andere Mal über meine Vorahnung nach und entschied, es müsse sich um eine Art Sinnestäuschung gehandelt haben.

Eventuell hatte es sich so verhalten wie bei jemandem, der aus dem Bett fällt – obwohl man von solchen Menschen in diesen Tagen auch nicht mehr so häufig hört – und der zuvor länger vom Fallen geträumt hatte. Offenbar hatte ich bis zu dem Unfall fest geschlafen. In der Sekunde zwischen Erwachen und Traum meinte ich eine Vorahnung gehabt zu haben. In meinem Traum hatte die Sekunde Minuten gedauert.

Diese Erklärung kam mir selbst etwas konstruiert vor, aber die Annahme, dass ich den Unfall tatsächlich vorausgesehen hatte, war noch unwahrscheinlicher. Bis zum Abend hatte ich mich dann selbst überzeugt, dass ich nur geträumt hatte.

Kurz vor sechs Uhr kam die Oberschwester – sie war

ungefähr Mitte vierzig – zusammen mit der jungen Lernschwester Ozaki in mein Zimmer.

»Was sollen wir da machen?«, fragte die Oberschwester, die geschäftige Energie ausstrahlte. Sie trat an mein Bett und sah zu mir herunter.

»Was sollen wir bloß machen?«, wiederholte sie und schaute mich wie ein Möbelstück an, das verstaubt werden sollte.

»Worum geht es denn?«, fragte ich.

»Ach, Verzeihung!« Sie lachte, als hätte sie mich gerade erst richtig wahrgenommen, und zupfte verlegen die Bettdecke um meine Schultern zurecht. Dann wandte sie sich an Schwester Ozaki. »Vielleicht ist es ihm nicht angenehm?« Nun sah sie wieder zu mir herunter. »Was sollen wir machen?«

»Was machen?«

»Wir müssten Sie in ein Sechsbettzimmer verlegen. Sie können sich denken, dass wir Schwierigkeiten mit der Unterbringung der Patienten haben.«

»Kann ich mir denken.«

»Es wäre nicht so schlimm, wenn wir nicht ohnehin schon voll besetzt gewesen wären. Aber sogar unter normalen Umständen können wir nicht mehr als zwanzig Notfälle aufnehmen, und jetzt haben wir bereits dreißig. Einige von ihnen liegen auf Matratzen auf dem Boden.«

»Und was erwarten Sie von mir?«

»Nun ... wären Sie eventuell bereit, in ein Einzelzimmer am anderen Ende des Gangs zu ziehen? Der Verwaltungschef hat mir mehrfach versichert, es sei nur für heute Nacht.«

»Selbstverständlich.«

»Allerdings, die Sache ist die: Sie werden dort nicht allein sein. Der Raum wurde sozusagen in ein Zweibettzimmer umfunktioniert. Der betreffende Patient ist einverstanden. Wären Sie also bereit, dorthin umzuziehen, wenn wir eine Trennwand aufstellen?«

»Sofern der Patient keine ansteckende Krankheit hat.«

»Nein, nein. Er kann sich nicht rühren wie Sie, hat Prellungen und Knochenbrüche, aber das ist ja nicht ansteckend.«

»Dann bin ich auch ohne Trennwand einverstanden.«

»Die Trennwand ... wird von der anderen Person gewünscht. Es handelt sich nämlich um eine Frau.«

»...«

»Wie ich schon sagte, Sie beide sind ohnehin ans Krankenlager gebunden, und es ist nur für eine Nacht.«

»Ja, für mich stellt das kein Problem dar. Die Entscheidung liegt bei der Dame.«

Geistesgegenwärtig kontrollierte ich meinen Tonfall und den Gesichtsausdruck.

Keine der beiden Schwestern schienen die Gefühle eines Mannes in mittleren Jahren zu kümmern, der gebeten wird, das Zimmer mit einer fremden Frau zu teilen. Erleichtert riefen sie »Prima!« und »Also dann, los!«, verfrachteten mich ebenso hastig wie ungerührt auf ein Rollbett und schoben mich auf den Gang hinaus.

Während der gesamten Aktion fiel kein Wort, das mir einen Hinweis auf das Alter der Patientin gegeben hätte. Ob sie es mir absichtlich verschwiegen?

War die Frau noch jung und bestand deshalb auf einer Trennwand?

Das konnte im Grunde nicht sein. Nie würde man einen Mann, und sei er noch so bewegungsunfähig, mit einer jungen Frau zusammenlegen. Vielleicht war die Frau in meinem Alter? Oder viel älter? Wahrscheinlich das Letztere. Vielleicht machten sich die Krankenschwestern einen Spaß daraus, mich im Unklaren über das Alter der Frau zu lassen? Weil sie wussten, dass es mich beschäftigen würde? Nein, für so etwas hatten sie jetzt bestimmt keine Zeit. Aber warum sagten sie mir dann nicht, wie alt die Frau war? Fanden sie es nicht nötig? Hielten sie mich vielleicht für einen lusternen Kerl, der auf Dinge wie diese fixiert war?

Mich irritierte es allerdings selbst, dass der Gedanke an das Alter der Frau mich so sehr beschäftigte.

Man verlegte mich von der Ostseite in den Westtrakt.

Meine Befürchtung, gelangweilte Patienten würden meinen Umzug neugierig beobachten, erwies sich als unbegründet. Der Gang war menschenleer. An diesem Tag empfand augenscheinlich niemand Langeweile. Außerdem hatten die Abendnachrichten gerade begonnen.

»Dürfen wir stören ...?«

Als die Oberschwester die Tür zu Zimmer 513 öffnete, vernahm ich ein leises »Herein«.

Ob sie schon über vierzig war? Oder doch noch in den Dreißigern?

Während man mich ins Zimmer schob, verursachte die Stimme ein Echo in meinem Kopf. Ich beschloss, mich von nun an im Zaum zu halten.

Sofort fiel mir die Trennwand ins Auge. Sie bestand aus einem mit blauem Stoff bespannten Stahlrahmen und war weder so hoch noch so massiv, dass man sich richtig abgeschirmt fühlte. Vom Bett dahinter konnte man jedoch nur das Fußende sehen.

»Das ist Herr Taura, von dem ich Ihnen erzählt habe«, stellte die Oberschwester mich der Frau vor.

Dann wandte sie sich mir zu und nannte mir den Namen der für mich unsichtbaren Frau: »Herr Taura, das ist Frau Miyabayashi.«

»Angenehm«, sagte ich in Richtung der blauen Trennwand.

»Freut mich.«

Die Stimme klang so dünn und zart, als brächte die Frau die Worte nur mit Mühe hervor.

»Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten«, sagte die Schwester. »Eigentlich ist es ja eine Zumutung, was wir da von Ihnen verlangen. Es handelt sich eben um einen Notfall. Wir bringen Herrn Taura zurück, sobald wir einen Teil der Verletzten auf andere Krankenhäuser verteilt haben. Ich danke Ihnen beiden sehr für Ihr Verständnis.«

Dann waren wir allein.

Die Frau war so still, als hielte sie den Atem an.

Seit die Oberschwester mich in meinem alten Zimmer aufgesucht hatte, war nicht einmal eine Viertelstunde vergangen.

Hatte ich allzu eifertig zugestimmt, das Zimmer mit der Fremden zu teilen?

Unsere Betten standen viel näher beieinander, als ich es erwartet hatte. Trotz des Paravents war die Situation keineswegs alltäglich.

Zudem verstellte mir die Wand den Blick aus dem Fenster. Die Frau wiederum konnte den Fernseher nicht sehen, der sich auf einem Brett links über der Tür befand. Auch ich würde den Hals drehen müssen, um fernsehen zu können.

Ursprünglich war ihr Bett mit dem Kopfende zum Fenster postiert, während das Fußende zur Tür zeigte. Jetzt war es parallel zum Fenster gestellt und durch die Trennwand und das Extrabett völlig eingeeengt.

Notfall hin oder her, hatte es denn wirklich keine andere Möglichkeit gegeben, als uns in ein Zimmer zu legen?

Vielleicht erlaubten sich die Schwestern einen schlechten Scherz? Nein, an einem Tag wie diesem würden sie das wohl nicht tun.

Die Frau hinter der Trennwand war offenbar nicht mehr ganz jung. War sie vierzig? Oder in den Dreißigern?

Konnten sich die Schwestern denn nicht die erotische Verwirrung eines Mannes in mittleren Jahren vorstellen?

Inzwischen bereute ich meine Entscheidung, rückgängig war sie jedoch kaum mehr zu machen. Ich spürte, dass die Situation mir zusetzte.

Die Frau seufzte leise. Aus nächster Nähe. Sie hatte also den Atem angehalten. Es war ein sehr sanfter Seufzer.

Ich wandte das Gesicht ab und verbat mir jede Reaktion.

Am liebsten hätte ich gesagt, sie solle mich in Ruhe lassen. Natürlich ließ sie mich in Ruhe. Sie hatte ja bloß geatmet. Ich war derjenige, der sich feindselig verhielt und sich be-

mühte, Gefühle abzuschirmen. Der Grund dafür war mir klar. Es war meine Frau.

Damit will ich sicher nicht ihr die Schuld geben.

Einen Tag nach meiner Verletzung erhielt ich ein längeres Telegramm von ihr:

Schockiert von Nachricht bezüglich Deines schweren Unfalls. Dachte, Dich sofort aufzusuchen. Enami hat telefonisch von Dir ausgerichtet, keine Umstände. Redaktionsschluss Februar-Ausgabe steht kurz bevor, nehme Dich beim Wort. Entschuldige. Gute Besserung. Toshie

Meine Frau gibt mit zwei Kolleginnen eine Stadtteilzeitung heraus, und ihre Entscheidung war sicher richtig. Gut, dass sie nicht eigens gekommen ist.

An sich ist ein Oberschenkelbruch keine komplizierte Angelegenheit. Selbst wenn ich aufgrund dieser Verletzung ans Bett gefesselt war, musste man nicht mit Komplikationen rechnen. Man hatte mir gesagt, dass die angrenzende Muskulatur kaum geschädigt war. Das Bein war geschwollen, und ich hatte Schmerzen und Fieber, aber das ließ sich für die nächste Zeit nicht ändern.

»Danke, du hast es ihr geschickt beigebracht«, lobte ich Enami, meinen Assistenten. »Sie könnte hier sowieso nichts tun. Bei einem Knochenbruch muss man eben still liegen. Nur um des Anscheins willen braucht sie nicht hierherzufliegen und ihre Arbeitszeit zu opfern.«

»Sie sind sehr verständnisvoll«, befand Enami in etwas mitleidigem Ton.

Im Prinzip hatte ich gewiss ein wenig mehr Mitgefühl ver-

dient, doch was hätte es geändert, wenn meine Frau ange-reist wäre? Besser war, sie blieb zu Hause. Das machte es auch mir leichter, mich zu entspannen.

Nun erfuhr sie also am eigenen Leib, was es hieß, berufstätig zu sein. Ich spürte eine gewisse Schadenfreude, dass sie mich wegen ihrer Arbeit nicht besuchen konnte. Früher hatte sie mir ständig vorgeworfen, nur an meinen Beruf zu denken und alles andere dafür zu opfern.

Als unsere damals neunzehnjährige Tochter im Frühjahr vor vier Jahren plötzlich verkündete, sie wolle heiraten, verhielt sich meine Frau mit einem Mal merkwürdig.

Sie behauptete, ihr Leben für mich und unsere beiden Kinder aufgegeben zu haben, weinte und bewarf mich mit Gegenständen. Sie suchte daraufhin einen Arzt auf, der ihr Medikamente verschrieb, so dass sie oft tagelang benommen war oder in einen Dauerschlaf verfiel.

In jenem Herbst heiratete unsere Tochter einen sechsundzwanzigjährigen Angestellten eines Elektrokonzerns und zog aus. Danach fing meine Frau an, ehrenamtlich für eine Stadtteilzeitung zu arbeiten. Von diesem Zeitpunkt an lebte sie auf.

Ein halbes Jahr später beendigte sie ihre Tätigkeit dort und gründete – zu meiner Überraschung – ein eigenes kleines Magazin, das sich ausschließlich aus Werbeeinnahmen finanzierte.

Sie stellte sogar zwei Mitarbeiterinnen ein. Im ersten Jahr hatte sie es nicht leicht, mittlerweile war ihre Zeitschrift aber gut etabliert. Darüber hinaus verdiente sie zwei- bis dreihunderttausend Yen im Monat.

Kein Wunder, dass eine fähige Frau wie sie mit merkwürdigem Verhalten reagierte, wenn man sie dazu verpflichtete, sich fortwährend nur um die Familie zu kümmern.

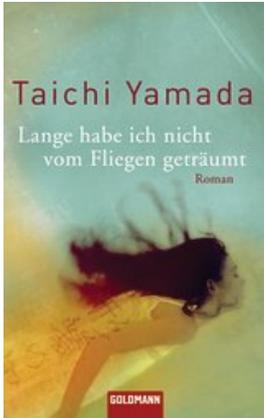
Ich hatte daher, als man mich nach Nordjapan versetzte, selbst vorgeschlagen, allein dorthin zu ziehen. Sie wäre möglicherweise im Bewusstsein ihrer Pflicht mitgekommen, aber ich wollte sie nicht zwingen, auf ihren Beruf zu verzichten. Außerdem fing unser Sohn zu der Zeit gerade an zu studieren. So war es für alle das Beste gewesen, dass ich ohne die Familie in den Norden ging.

»Wirst du dich nicht furchtbar einsam fühlen?«, fragte meine Frau. Trotzdem wusste ich natürlich ganz genau, dass sie nicht die geringste Lust hatte mitzukommen.

»Es macht mir nichts aus«, betonte ich daher.

Zumindest war sie nicht mehr die depressive Ehefrau, die ständig an mir herumnörgelte. Auf keinen Fall wollte ich mich ihr gegenüber wieder schuldig fühlen müssen. Allerdings überkamen mich bisweilen Anflüge von Hass, die sich jedoch nicht nur gegen meine Frau richteten.

Ich hasste es zum Beispiel auch, wenn eine Krankenschwester mir das Fieberthermometer aus der Hand riss. Oder wenn ich eine jüngere Besucherin auf dem Gang »Also dann gute Besserung!« flöten hörte, dann riefen ihr Dialekt und ihre gekünstelte Anteilnahme meinen Widerwillen hervor. Und als mich einmal eine junge Mitarbeiterin unserer Filiale mit einem Nelkenstrauß besuchte, vermochte ich ihre unbeholfene Ausdrucksweise, ihre mangelnde Sensibilität, ihr hässliches und penetrant gesundes Äußeres kaum zu ertragen.



Taichi Yamada

Lange habe ich nicht vom Fliegen geträumt

Roman

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47149-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2010

Abgründig und spannend – die packende Geschichte einer Obsession

Taura ist 47 Jahre alt und führt ein eintöniges Leben als Angestellter einer großen japanischen Firma. Alles ändert sich jedoch, als er eines Tages die Bekanntschaft mit Mutsuko macht, einer Frau, die gleich einem Dämon von ihm Besitz ergreifen wird. Denn nicht nur, dass er in einen Strudel erotischen Begehrens gerät, der ihn fortzureißen droht – er muss die ebenso bestürzende wie unerklärliche Feststellung machen, dass seine mysteriöse Geliebte mit jeder Begegnung immer jünger wird. Ist alles nur ein Traum? Oder ist er das Opfer seiner eigenen Sinne und im Begriff, wahnsinnig zu werden?